

Aus der Arbeit im Thurgau

Autor(en): **Munz, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **6 (1928)**

Heft 3

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Arbeit im Thurgau.

Von Elisabeth Munz, Frauenfeld.

Als vor etwa 10 Jahren die Aufforderung an uns erging, uns der jungen Stiftung für das Alter anzuschließen und auch bei uns die Arbeit aufzunehmen, begegnete die Frage zunächst mancherlei Bedenken. War es klug, dem Bund vorzugreifen und dadurch das Zustandekommen der staatlichen Altersversicherung womöglich zu verzögern? Und konnte man bei der starken Inanspruchnahme der Gebefreudigkeit in dieser schwierigen Zeit schon wieder mit einer neuen Sammlung kommen? Vor allem aber: war in unserem Kanton mit seiner vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung, bei der die Familienbande noch fester und folglich auch die Lebensbedingungen der Alten im Allgemeinen besser sind als in den Industriezentren, die Stiftung überhaupt Bedürfnis?

Wenn wir trotz dieser zum Teil gewiß berechtigten Bedenken den Mut fanden, das Werk in Angriff zu nehmen, so war es eben deshalb, weil die Einsichtigen, das heißt diejenigen, die sich schon früher der notleidenden Alten angenommen hatten, gerade wegen der Bedürfnisfrage auch in unseren relativ günstigeren Verhältnissen nicht den geringsten Zweifel hatten. Wir organisierten uns nach reiflicher Überlegung gemäß der im Thurgau üblichen konfessionell getrennten Armenpflege in zwei Sektionen, einer evangelischen und einer katholischen, in der Überzeugung, daß auf diese Weise der Sache am besten gedient sei. Und die Erfahrung hat uns recht gegeben: Die beiden Schwestersektionen haben in den langen Jahren friedlich nebeneinander gearbeitet, vielleicht besser und eingehender, als es bei vereinter Marschroute möglich gewesen wäre.

Zunächst galt es nun, einen tüchtigen Stab von Mitarbeitern zu gewinnen. Das war das Fundament unserer Arbeit, und wenn wir heute auf solidem Boden stehen, so danken wir das unsern Bezirksvertretern, die

nicht ruhten, bis ein lückenloses Netz von Gemeindevertretern den ganzen Kanton umspannte. Ich denke z. B. an jene Lehrerin, die ihre ganzen Frühlingsferien dafür opferte, in jeder Gemeinde ihres weitverzweigten Bezirks eine willige Seele für unser Werk zu erwärmen; oder an die verehrte Seniorin unseres Kantonalkomitees, die — selbst schon über 70jährig — die Bezirksvertretung freudig übernahm, weil sie in dieser Sache nicht nein sagen konnte, und die nun Jahr für Jahr mit ihren flinken Rößlein durch ihren Bezirk fährt und nicht ruht, bis im hintersten Dörflein die Sammlung in guten Händen ist. Es darf überhaupt dankbar anerkannt werden, wieviel treue, selbstlose Arbeit für die Stiftung in aller Stille gerade von warmherzigen Frauen geleistet wird.

Im Herbst 1919 waren wir so weit, daß wir den ersten Bettelfeldzug unternehmen konnten — freilich nicht mit sehr hochgespannten Erwartungen. Um so mehr freute uns dann das dank einiger größerer einmaliger Gaben ganz überraschend gute Resultat, in dem wir eine freudig zustimmende Antwort der Bevölkerung auf unseren Aufruf sehen durften. Es ist auch seither kaum übertroffen worden; doch zeigen die Resultate der späteren Jahre eine beständig ansteigende Linie. Allerdings glauben wir allmählich die Grenzen des Möglichen in dieser Richtung erreicht zu haben, während doch die Anforderungen beständig steigen. Wir würden längst nicht mehr im Stande sein, denselben auch nur einigermaßen zu genügen, wenn uns nicht immer wieder durch Legate und Geschenke kräftig unter die Arme gegriffen würde. Auch darin sehen wir dankbaren Herzens einen Beweis der wachsenden Achtung und Sympathie, die sich die Stiftung erworben hat. Besonders dankbar sind wir auch dafür, daß uns auf wiederholtes Bitten vom Staat Thurgau in diesem Jahre zum ersten Mal ein Beitrag von Fr. 8000.— (gemeinsam für beide Sektionen) bewilligt wurde.

Aber noch vor den ersten Sammlungsresultaten fan-

den sich die Unterstützungsgesuche ein; und sie kamen bald in solchen Scharen, daß wir uns genötigt sahen, den Kreis etwas enger zu ziehen und die untere Altersgrenze von 60 auf 65 Jahre hinaufzusetzen. Es wurden auch Stimmen laut, die alle Almosenrössigen ausscheiden



Wäscherin.

wollten, doch konnte sich die Mehrheit zu einer so harten Maßregel angesichts der oft völlig unzulänglichen Gemeindeunterstützungen nicht entschließen. Aber doch betrachten wir es als unsere erste und dankbarste Aufgabe, solchen zu helfen, die sich ihr Leben lang ohne Hilfe der Gemeinde durchgebracht haben und denen im Alter der Gang zur Armenpflege eine schwere Demütigung wäre.

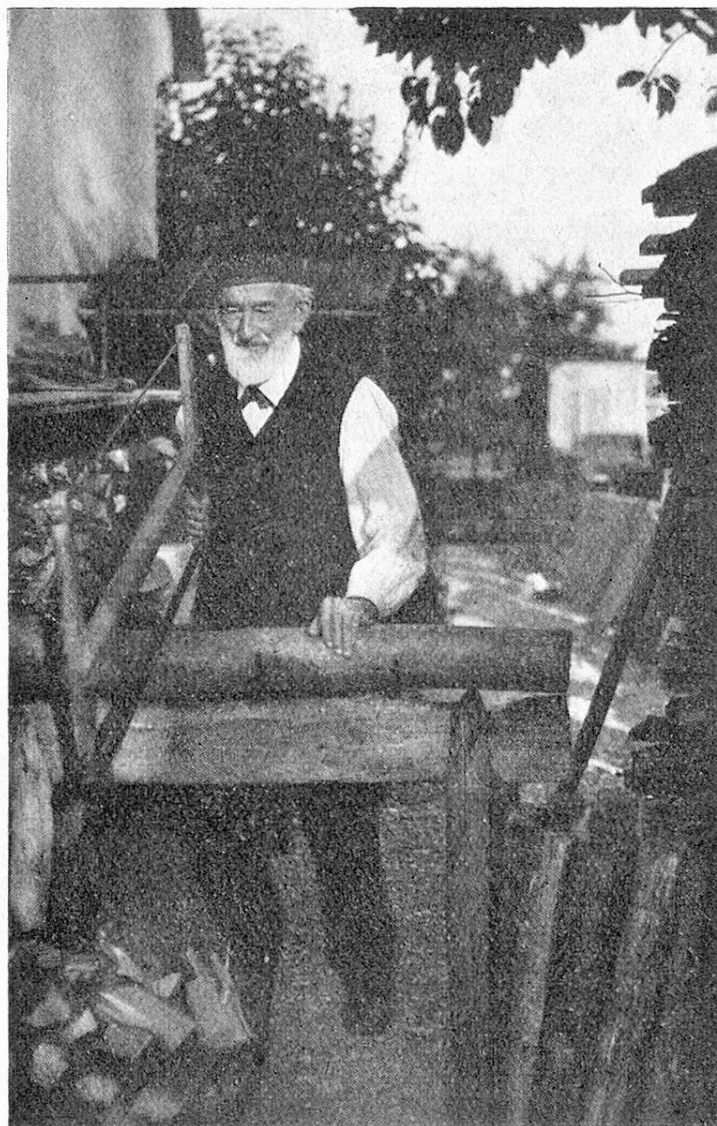
Wie bitter haben die Kriegs- und Nachkriegsjahre gerade vielen Alten mitgespielt!

Ich sehe sie vor mir, all' die Mühseligen und Beladenen, denen wir das schwere Los ein wenig erleichtern durften. Da ist die 80jährige Adelige aus den deutschen Ostseeprovinzen, der die russische Revolution alles geraubt hat, die liebsten Angehörigen und ihr ganzes Vermögen, so daß sie völlig mittellos in die Schweiz kam, wo sie durch Vermittelung des internationalen Roten Kreuzes in einem thurgauischen Altersheim ein freundliches Asyl fand. Ihre Dankbarkeit für unsere kleinen Beiträge zur Deckung ihrer unglaublich bescheidenen persönlichen Bedürfnisse ist geradezu beschämend. — Ähnlich, wenn auch nicht ganz so hart, ist das Los jener Thurgauerin, die sich in jungen Jahren in gute Verhältnisse nach Paris verheiratete, wo sie anno 1870 noch die Belagerung miterlebte. Jetzt, nach dem Krieg, mußte die vereinsamte alte Frau gänzlich verarmt in die Heimat zurückkehren.

Und da ist ein altes Ehepaar, das auch die mosaische Altersgrenze längst überschritten hat — der Mann fast taub und die Frau ganz blind. Sie hatten mit ihrer Hände Arbeit ein kleines Vermögen erworben, das ihnen ein sorgenfreies Alter zu sichern schien; da fallierte die kleine Bank, bei der sie es angelegt hatten, und alles war verloren. Ein anderes altes Paar lebte in größter Bescheidenheit in kleinem Eigenheim, aufs treuste unterstützt von der einzigen Tochter, die den größten Teil ihres Lohns für die Eltern opferte. Aber dann wurde der Vater ganz arbeitsunfähig, so daß die Heimatgemeinde um Unterstützung gebeten werden mußte. Diese erklärte indessen, sie werde das Häuschen verkaufen und mit dem Erlös die beiden Alten in einem Asyl unterbringen. Vor diesem bitteren Los konnte dann unser Beitrag die Leute bis zu ihrem Ende bewahren.

Auch ein alter wunderlicher Charakterkopf taucht in meiner Erinnerung auf, ein Erfindergenie, dem indessen die Gabe der praktischen Verwertung fehlte. Er konnte

sich früher dank einer kleinen Pension aus Deutschland über Wasser halten, bis die Inflation diese Stütze zerbrach. Auch hier konnten wir in den Riß treten und die über alles geliebte Selbständigkeit wahren helfen.



Beim Holzsägen.

Direkt ergreifend ist oft die fast unglaubliche Bedürfnislosigkeit der Leute. Da hatten wir ein altes Jüngferchen, das sich bei freier Wohnung mit — sage und schreibe! — Fr. 20.— im Monat durchbrachte, weil es auf keinen Fall der Gemeinde zur Last fallen wollte. Für sie bedeutete unsere Unterstützung ein fast unfaßbares Glück. Als ihr zum ersten Mal der Semesterbeitrag von Fr. 50.— übergeben wurde, erklärte sie strah-

lend, soviel Geld noch nie besessen zu haben! — Ähnlich sind die Verhältnisse eines alten Schuhmachers, der mit Flickern noch Fr. 10—15 monatlich verdient und nun fröhlich erklärt, mit Hilfe unseres Zuschusses von Fr. 10.— in seinem von der Gemeinde angewiesenen Zimmer sehr gut auskommen zu können. Es ist immer dasselbe: Die Selbständigkeit, der noch so ärmliche eigene Herd, das ist das letzte, mit zäher Tapferkeit verteidigte irdische Glück!

Und in der Tat: Das Los dieser Einsamen mit all' seinem Verzicht ist oft noch viel freundlicher als das jener Bedauernswerten, die im Haushalt der Kinder als unerwünschte Mitesser nur sehr ungern geduldet werden — vielleicht nicht von Sohn und Tochter, umsomehr aber von Schwiegersohn oder Schwiegertochter. Was in dieser Beziehung an Demütigungen und bitteren Kränkungen in aller Stille getragen werden muß, das ist ein besonders dunkles Blatt in der Geschichte unserer Alten. Aber auch dann kann unsere Unterstützung die Not ein wenig lindern, denn es ist erstaunlich, wieviel besser das Verhältnis oft wird, wenn die alte Mutter oder der gebrechliche Vater einen auch noch so kleinen Beitrag an die Haushaltungskasse leisten kann.

Aber zum Glück hat unsere Chronik auch hellere Blätter. Ich denke an den Senior unserer Schützlinge, einen 98jährigen Besenbinder, dessen Rücken beinahe einen rechten Winkel bildet, der aber immer noch Besen fabriziert und bis vor wenigen Jahren noch selbst das Material dafür im Wald holte; und er begleitet — als früherer Vorsänger der Gemeinde — gern die Arbeit mit fröhlichem Gesang seines dünnen, zitterigen Stimmleins. Er hat vor kurzem eine Lungenentzündung gut überwunden, und er erzählte nachher nicht ohne Humor, daß er schon gefürchtet habe, das — ach, so schöne! — Leben lassen zu müssen.

Zu guter Letzt muß ich aber auch noch von dir erzählen, liebes altes Käth er li. Du hättest es mir bei

Lebzeiten nicht gestattet, denn du gehörtest zu den Stillen im Lande. Jetzt aber schaust du mir vielleicht von oben her lächelnd zu und lässest mich freundlich gewähren. — Man hatte mir von einer alten Weberin gesagt, die in sehr dürftigen Verhältnissen im Logierhaus einer Fabrik lebe. Ich fand ein ärmliches Stübchen, dessen einzige Schönheit in einem freien Blick auf Wiese und Wald und auf einen weiten Himmel bestand. Und in dem Stübchen ein kleines,



Altes Thurgauerpaar, sie blind, er taub.

altes Weiblein, das sich auf lahmen Füßen nur mühsam fortbewegte, mit strahlenden Kinderaugen in dem fast faltenlosen Gesichtlein.

Schnell waren wir bekannt, und ich hörte eine einfache Lebensgeschichte ohne große Ereignisse, aber voll von treuer Pflichterfüllung und stiller, selbstverständlicher Entsagung. Fast fünfzig Jahre war das Kätherli am gleichen Webstuhl gestanden, aber nicht unzufrieden und verdrossen, sondern voll Dankbarkeit und Schaffensfreude. Als ich nun von der Stiftung für das Alter erzählte, griff sie die Idee begeistert auf und bat, sie dann auch nicht zu vergessen, worauf ich ihr mit Freuden einen Beitrag ver-

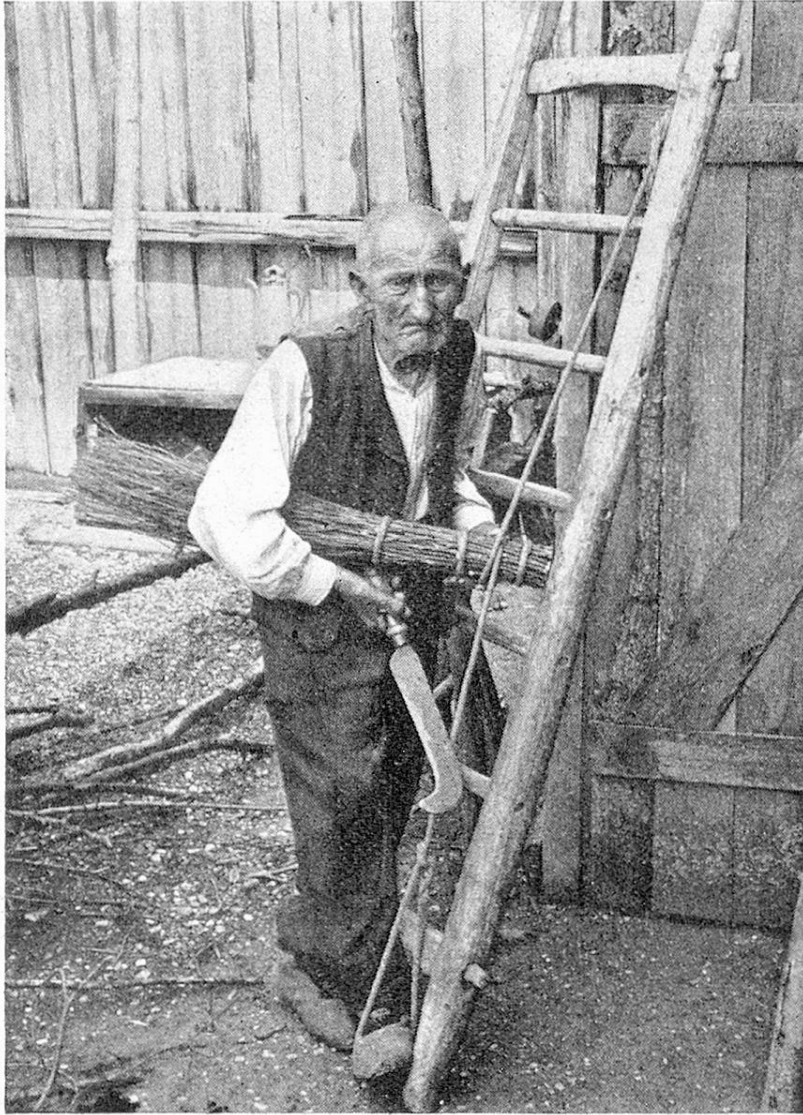
sprechen wollte. Aber gleich erhob sie abwehrend die Hände und sagte eifrig: „Nein, nein, so ist's nicht gemeint! Ich kann gottlob noch mein Stücklein Brot verdienen, aber es gibt ja so viele Alte, die das nicht mehr können, und deshalb möchte ich gern mein Scherflein beitragen zur Sammlung.“ Also mußte ich mir Jahr für Jahr ihren mit wahrhaft königlicher Schenkerfreude gespendeten Franken holen.

Später erfuhr ich, daß von diesem armseligen Greisenstüblein eine großzügige Wohltätigkeit ausging und daß mehr als einmal ein grüner oder gar ein blauer Schein in aller Stille an bedürftige Verwandte geschickt wurde. Aber das war bei weitem nicht der größte Segen, den das Kätherli zu verschenken hatte; nein, der kam aus dem Reichtum seines Herzens, aus dem es seiner Umgebung freigebig mitteilte. Für alle hatte es etwas: für die Bedrängten Trost, für die Unzufriedenen Frieden, für die Jungen Zucht und liebevolle Leitung. Gerade da durfte es vieles wagen, ohne Mißmut und Trotz zu erregen, denn alle kannten das selbstlose, liebevolle Herz. Es läßt sich darum gar nicht ermessen, was die treue Seele in den langen Jahren für ihre Mitarbeiterinnen im Fabriksaal bedeutet hat.

Aber eine Menschenklasse gab es doch, die sie eigentlich nicht leiden konnte: die Männer! Und sie betrachtete es als eine besondere Güte Gottes, daß er sie vor dem Heiraten bewahrt habe. Ich versuchte nun freilich, für die angegriffene Männerwelt eine tapfere Lanze zu brechen, die indessen prompt pariert wurde: „Ja, Fräulein, Sie haben recht, es gibt auch noch rechte Männer — unter hundert vielleicht einen, und den hätten Sie und ich nicht gerade erwischt.“ Da hatte ich meinen Bescheid!

Für sie war dieser Eine unter hundert ihr verehrter Fabrikherr, für den sie durchs Feuer gegangen wäre. Wehe der jungen Arbeiterin, die es wagte, einen auflüpfschen Gedanken zu äußern! Ob sie auch so dumm sei, das neumodische Zeug zu glauben? Ob sie denn gar nicht be-

greife, wieviel ein solcher Herr zu sorgen und zu denken habe, um ihnen allen ihr ehrliches Brot zu verschaffen? O die armen reichen Leute mit all' ihren Sorgen! Wieviel besser hatten es doch die Kleinen, die bei Fleiß und Zufriedenheit frei wie der Vogel den schönen Arbeitstag neh-



98jähriger Besenbinder.

men konnten! Ja, die Arbeit, das war ihre Freude und ihr Glück. Und ihr letzter Erdenwunsch, daß der himmlische Vater sie doch ohne lange Krankheit von der Arbeit weg in die obere Heimat holen wolle, der ist ihr aufs schönste erfüllt worden: eine schnell verlaufende Lungenentzündung brach die gebrechliche Hülle in wenigen Tagen ab. Ehrlichere Tränen aber sind wohl nie geweint worden, als

an jenem lichten Vorfrühlingstag, als man das Kätherli zu Grabe trug.

„Und ich an meinem Ende wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte,
In meinen Grenzen und Bereich.“

Allerdings — solch adelige Seelen sind Ausnahmen, auch unter unsern Alten. Wir wissen alle sehr wohl, daß es genug Sonderlinge und Querköpfe unter ihnen gibt, die unsere Geduld oft auf eine gar harte Probe stellen. Aber das soll uns nicht irre machen, denn wir sehen durch die Wunderlichkeit hindurch auf dem Grunde des Herzens doch die Dankbarkeit, die bei andern so ergreifend zum Ausdruck kommt. Darum stehen wir treulich und freudig weiter zur Fahne im Kampf für das Wohl der in Ehren grau gewordenen, weil wir wissen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist.

X Marietta Torricelli Vda. Crivelli.

Schizzo biografico di una donna caritatevole ticinese.

Marietta Torricelli Vda Crivelli nacque a Lugano il 24 Giugno 1853; compì la sua istruzione primaria a Vimerate e completò la sua istruzione ed educazione nel collegio di Reussport a Lucerna.

Poco le arrisero le gioie matrimoniali perchè solo 4 anni dopo, rimase vedova con due figli. L'immatura vedovanza non le fiaccò il sentimento del dovere, ma la elevò con una potenza virile, e le grandi energie latenti nella donna si esplicarono. L'amore di questa donna non si limitò ai famigliari; ella senti la voce del Vangelo di Cristo che la chiamava ad estendere la sua opera protettrice e benefattrice verso il prossimo.

Eccola nel 1886 in unione con altre intelligenti signore, fondare l'associazione del Mutuo Soccorso Femminile, provvedere all'Asilo Infantile di Lugano, organizzare feste benefiche, gettare le prime basi della Società